

Hans-Dieter Kübler

Sammelrezension: Wissenschaft im Fernsehen

2010

<https://doi.org/10.17192/ep2010.3.435>

Veröffentlichungsversion / published version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kübler, Hans-Dieter: Sammelrezension: Wissenschaft im Fernsehen. In: *MEDIENwissenschaft: Rezensionen | Reviews*, Jg. 27 (2010), Nr. 3, S. 390–393. DOI: <https://doi.org/10.17192/ep2010.3.435>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

Sammelrezension: Wissenschaft im Fernsehen

Jutta Milde: Vermitteln und Verstehen. Zur Verständlichkeit von Wissenschaftsfilmen im Fernsehen

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2009, 307 S., ISBN 978-3-531-16601-8, € 39,90 (Zugl. Dissertation an der Fakultät für Sozial- und Verhaltenwissenschaften der Friedrich-Schiller-Universität Jena 2008)

Katharina Kowalewski: „Prime-Time“ für die Wissenschaft? Wissenschaftsberichterstattung in den Hauptfernsehnachrichten in Deutschland und Frankreich

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2009, 258 S., ISBN 978-3-531-16728-2, € 29,90

Im Fernsehen hat Wissenschaft seit Mitte der 1990er Jahre Konjunktur (vgl. Milde, S.41) – so die gemeinsame (erste) Prämisse der beiden hier zu besprechenden Qualifikationsarbeiten: der überarbeiteten Dissertation an der Universität Jena (2008) von Jutta Milde und der Magisterarbeit an der FU Berlin von Katharina Kowalewski. Vor allem die privatkommerziellen Sender hätten die Berichterstattung über wissenschaftliche Themen in Nachrichten, Magazinen (wie *Abenteuer Leben*, *Galileo* und *N 24 Wissen*) und Shows (*Clever!*) als attraktive Ressorts entdeckt und finden dafür relativ achtbare Publikumsresonanz. (Ob die angeführten, schon einige Jahre zurückliegenden Daten auch noch für die jüngste Zeit gelten, müsste allerdings aktuell überprüft werden.) Außerdem werden wissenschaftliche Erkenntnisse und Verfahren für die Gesellschaft und die praktischen Lebensverhältnisse immer wichtiger, im positiven wie im negativen Sinne – so die zweite gemeinsame Prämisse. Daher müssten – so die dritte – die Medien, vor allem das Fernsehen, um ihrem öffentlichen Auftrag gerecht zu werden und ihrer Informationsfunktion zu genügen, der wachsenden Relevanz und Wirksamkeit von Wissenschaft in ihren Programmen Rechnung tragen. Diese Konsequenz gebiete sogar das Demokratiepостulat, setzt Milde drauf.

Ob die Programme, insbesondere die privatkommerziellen, diesem Gebot angemessen und verantwortlich nachkommen, darüber gehen die Kritikermeinungen bekanntlich weit auseinander: Als schlichtes Boulevard mit simplen bis schiefen Allerweltsratschlägen und teils skandalösen Sensationsstrategien werten die Verfechter eines seriösen Wissenschaftsjournalismus die auch schon ‚Wissensmagazine‘ genannten Sendungen der Privaten; deren Protagonisten wehren sich damit, sie betreiben unterhaltsame, praktische Lebenshilfe, weil nur so Zuschauer für das Medium Fernsehen zu gewinnen seien. (Milde, S.35ff)

Auch die beiden Arbeiten setzen an diesen Fragestellungen auf unterschiedliche Weise an: Sehr grundsätzlich, methodologisch elaboriert und operativ dif-

ferenziert, entwickelt Milde auf der Grundlage des von Werner Früh und Klaus Schönbach ausgearbeiteten dynamisch-transaktionalen Ansatzes der Medienrezeptions- und Wirkungsforschung ein Konzept der Verständlichkeit und des Verstehens von Wissenschaftsfilmen, während Kowalewski ein komparatives Verfahren wählt und die Hauptnachrichtensendungen des französischen und deutschen Fernsehens einer methodisch ausgefeilten Inhaltsanalyse unterzieht. Denn beide Autorinnen monieren nach der gründlichen Aufarbeitung der jeweils einschlägigen Forschung auch – dies die vierte gemeinsame Prämisse –, dass der verfügbaren Erkenntnis- und Ergebnisstand der Relevanz und dem Einfluss der Thematik nicht nachkommt, es mithin erheblichen Forschungsbedarf gibt. So verstehen sie ihre Arbeiten als Pilotstudien, formulieren abschließend deren jeweilige Grenzen und perspektivieren in „Ausblick(en)“ weitere Forschungsoptionen. (Milde, S.254ff; Kowalewski, S.210)

Wohl selten so gründlich und konkret ist das nur als „Rahmenkonzept“ (Milde, S.22) verstandene „Forschungsparadigma“ von Früh und Schönbach theoretisch wie empirisch ausgefüllt worden, um die Basisfrage: „Welche Wirkungen haben Wissenschaftsfilme“ (S.14) zu beantworten. Milde kommt zugute, dass sie bereits von 2003 bis 2005 an dem von Georg Ruhrmann durchgeführten Forschungsprojekt „Molekulare Medizin und Fernsehen“ mitarbeitete und dabei wesentliche Vorarbeiten leisten konnte. In diesem Projekt wurden u.a. Wissenschaftsjournalisten zu ihren Zielsetzungen und Arbeitsweisen befragt. Nun unterlegt die Autorin die empirischen Befunde mit einem zweiseitigen „Verstehensmodell audio-visueller Wissenschaftsvermittlung“ (S.145ff), das sie anschließend heuristisch überprüft: Als „Verständlichkeitsforschung und -analyse“ (S.123ff) aus Kommunikatorsicht zieht sie die einschlägige Forschung der Text- und Medienverständlichkeit sowie Befunde von (Kognitions- und Lern-)Psychologie und Kommunikationswissenschaft zur Bildung von Kategorien und Hypothesen heran. An drei Beispielen untersucht sie sodann die relevanten Vermittlungskonzepte, Formate und Charakteristika und kommt zu den Typen „personalisiertes Fallbeispiel“, „klassischer Lehrfilm“ und „Experten-Diskurs“ (S.166). Diese analysiert sie nach den Dimensionen „Einfachheit“, „Gliederungsstruktur“, „Kürze/Prägnanz“, „anregende Zusätze“ und errechnet daraus einen Verständlichkeitsindex. Insgesamt schneidet das „personalisierte Fallbeispiel“ am besten ab. (S.162ff)

Für die „Verstehensanalyse“ (S.61ff), die die Rezipientenperspektive fokussiert, werden ebenfalls alle erreichbaren Studien zum Text-, Bild- und Bildtextverstehen, gesondert noch nach Film und Fernsehen, gesichtet. Verstehen wird dabei in „Kohärenzbildung“ und „Interpretation“ aufgegliedert, erstere als „vermitteltes Verstehen“, zweitere als „integratives Verstehen“ definiert und weiter operationalisiert. (Vgl. S.174) In einem „laborexperimentellen Untersuchungsdesign“ (S.177) werden 2007 bei 99 Studierenden die Verstehensleistungen anhand der drei genannten Vermittlungskonzepte getestet. Einbezogen werden ferner subjektive Prädispositionen wie Themeninteresse, persönliche Themenrelevanz, thematisches

Vorwissen, Häufigkeit der Fernsehnutzung von Wissens- und Wissenschaftsmagazinen und das Geschlecht der Probanden. (Vgl. S.211) Ohne hier die speziellen, auch nach Validität und Reliabilität penibel geprüften Detailbefunde anzuführen, zeigt sich, dass das „personalisierte Fallbeispiel“ vordergründig, also bei der Vollständigkeit und Stringenz der Erinnerung, am besten verstanden wird, während bei der Beurteilung, Meinungsbildung und Elaboration („integratives Verstehen“) der „Experten-Diskurs“ am besten abschneidet. (Vgl. S.252) Daraus zieht Milde das Fazit: „Vermittlungskonzepte beeinflussen offensichtlich die Kohärenzbildung der Filminhalte, jedoch ist ihr Einfluss auf die (zumindest kurzfristige) Interpretation der Informationen deutlich geringer.“ (S.253) Und Milde rät auch dazu, diese Befunde für die Produktion künftiger Wissenschaftsfilme zu berücksichtigen. Allerdings – so schränkt sie selbst am Ende ein – handelt es sich zunächst nur um kurzfristig überprüfte Befunde (zumal bei überdurchschnittlich qualifizierten Probanden). Über mittel- und langfristige kognitive Medienwirkungen lässt sich (noch) nichts aussagen, auch nicht über Kontextbedingungen von Lernen; ebenso bleiben die emotionalen Einflüsse außer Acht, die nicht zuletzt von den populären Vermittlungsstrategien stimuliert werden. Und in der Erhebung vollends unberücksichtigt sind – trotz der erheblichen Vorarbeiten – alle visuellen Aspekte für das Verstehen, eigentlich die Quintessenzen des Fernsehens. Immerhin: Mildes Verstehensmodell könnte weitere konzeptionelle und empirische Arbeiten anregen und auch strukturieren.

Dass Nachrichten über wissenschaftliche Entwicklungen und Ergebnisse in die „prime-time“ des Fernsehens gehören – ist für Kowalewski nahezu eine Selbstverständlichkeit und eine weitere Prämisse. Um ihre programmliche Umsetzung zu überprüfen, analysiert sie jeweils sechs Programmwochen in 2006 von ARD, RTL einerseits und von France 2, TF 1 andererseits, also von öffentlich-rechtlichen und privaten Kanäle in beiden Ländern sowie von ARTE Info als Zwei-Länder-Programm. Wissenschaft definiert Kowalewski nach der Vorlage ihres Betreuers Winfried Göpfert zunächst eher summarisch (S.23, 98), liefert aber dann für die Berichterstattung präzisere Merkmale nach. Zuvor erörtert sie den Stellenwert von Wissenschaft in beiden Ländern und arbeitet die einschlägige Forschung auf. Dabei kann sie zeigen, dass in Frankreich der Wissenschaft schon traditionell ein höherer Stellenwert als in Deutschland eingeräumt wird und entsprechend auch die Medien ihr größere Beachtung zollen.

Als Kategorien für die Inhaltsanalyse werden die Merkmale Themengebiet, Handlungsort, Akteursspektrum, Visualisierung und Emotionalisierung sowie Verwendung von Hilfsmitteln wie Animation und Grafik ausgewählt und im Einzelnen untersucht. Wiederum sind die Ergebnisse sehr umfanglich und detailreich. Fast erwartungsgemäß stellt sich heraus, dass beide französischen Sender der Berichterstattung für wissenschaftliche Themen ein ungleich größeres Gewicht als die deutschen einräumen, womit sich für jene auch die viel beschworene Konvergenz in inhaltlicher und formaler Hinsicht deutlich bestätigt. In Deutschland

bemüht sich nur RTL um Wissen(schafts)themen, allerdings mit eher „emotionalisierender Darstellung in Form von soft news ohne Hintergrundinformationen und mit extrem kurzen O-Tönen.“ (S.208) Die Tagesschau sei dagegen eher politikfixiert und drängt wissenschaftliche Themen an den Rand; in ihrer wortlastigen Kürze bleibt ohnehin kaum Zeit für Filmbeiträge. Dass die Redaktion die Ressort- und Themenauswahl wohl eher arbeitsteilig sieht – denn auch andere inhaltliche Defizite werden der Tagesschau immer mal wieder vorgeworfen –, erörtert Kowaleski mit einem knappen Exkurs zu den „Tagesthemen“ (S.194ff); sie geben mehr Zeit und Raum, um komplizierte, gerade auch wissenschaftsorientierte Themen fernsehadaquater aufzubereiten und finden mutmaßlich auch das interessierteste Publikum. Außerdem wären weitere Kanäle von ARD (und auch des ZDF) einzubeziehen, um ein angemessenes Gesamturteil zu fällen, wie die Autorin selbst in ihrer „Methodenkritik“ (S.209) einräumt. Da ist das Programmangebot des weniger in Sparten und Kanäle aufgesplitteten französischen Fernsehens leichter zu überblicken. Insgesamt bieten die öffentlich-rechtlichen Sender in Deutschland, so zumindest Stand von 2007, mehr Wissenschaftssendungen in Magazinform an als die französischen Kanäle. (Vgl. S.212) Wie sie konkret gemacht sind, das lässt auch diese Inhaltsanalyse nur umrisshaft erahnen. Und wie sie beim Publikum ankommen, was es behält, verarbeitet und erinnert, das kann natürlich eine Inhaltsanalyse nicht leisten; dazu bedarf es solch komplizierter und differenzierter Verfahren, wie sie Milde zumindest konzeptionell entwickelt hat.

Hans-Dieter Kübler (Werther/Hamburg).